

Saale-Beitung.

Fünfundzigster Jahrgang.

Angelogen... werden die... Schiffe... abends 6 Uhr... Schiffe... Montag und Dienstag...

Bezugspreis... 1.00 Mk... 1.25 Mk... 1.50 Mk... 2.00 Mk... 2.50 Mk... 3.00 Mk... 3.50 Mk... 4.00 Mk... 4.50 Mk... 5.00 Mk... 5.50 Mk... 6.00 Mk... 6.50 Mk... 7.00 Mk... 7.50 Mk... 8.00 Mk... 8.50 Mk... 9.00 Mk... 9.50 Mk... 10.00 Mk...

Nr. 141.

Halle, Freitag, den 24. März

1916.

Die Beute von Avocourt.

Die „unvollständige“ Pariser Diplomaten-Konferenz — Das französische Kriegsministerium rechtfertigt sich.

Neben das noch nicht gefischte erbeutete Kriegsmaterial aus den Kämpfen zwischen Avocourt und Malancourt hat die oberste Heeresleitung noch keine Einzelheiten veröffentlicht, doch geht aus Drahtungen der Kriegsberichterstattung hervor, daß u. a. auch etwa 50 Maschinengewehre in deutsche Hände gefallen sind.

c. B. Genf, 23. März. Der den Franzosen bei Sonnenanstrahlung abgerungenen Haucourtstellung wurde noch in den gestrigen Pariser schriftlichen Berichten eine große Bedeutung beigemessen. Der Kritiker der „Debat“ und andere befanden dabei eine gewisse Bellemmung, weil die französische Front gegenüber dem Walde von Avocourt, schon erprobt und aus vorzüglichen Elementen bestehend, doch einen impoanteren Ausbau vernünftiger Weise. Weit größere Anstrengungen waren zur dauernden Verhinderung von Vorstößen aus den gutorganisierten deutschen Waldgebieten und zur Vereitelung einer der deutschen Hauptabsichten, der Zurückung der Linie von Avocourt, erforderlich.

T. U. Paris, 23. März. Das französische Kriegsministerium hat jetzt neben den Tagesberichten und Besprechungsnote aus begonnen, eine ausführliche Rechtfertigung über die Kämpfe um Verdun in dem amtlichen Armeebulletin zu veröffentlichen. Der erste dieser Berichte bezieht sich auf die Tage von 21. bis 23. Februar. Das französische Hauptquartier verteidigt sich darin gegen den Vorwurf, daß es sich durch die deutsche Offensive habe überlassen fallen und daß es nicht imstande gewesen sei, eine Gegenoffensive einzuleiten. Es heißt in dieser Verteidigung wörtlich: Als der Feind seine Offensive begann, hätten wir mehr Beute einbringen können. Aber das wäre ein Fehler gewesen. Die Hauptaufgabe der Offensive besteht darin, den Gegner bis zum letzten Augenblick in Zweifel zu lassen über den wahren Angriffspunkt, sowie über die Mittel, die man im Kampfe einbringen will. Die Deutschen hätten nur zum Schein gegen Verdun vorgehen und in Massen Panzer, Amiens oder Calais angreifen können. Unsere Aufgabe bestand darin, überall unsere Kräfte im Gleichgewicht zu halten. Wenn wir den Erfolg gegen Verdun zu schnell parieren, hätte dem Feinde der Hauptplan an irgend einem anderen Punkte gelingen können. Die Schwierigkeit für das Oberkommando in solchen Augenblick besteht darin, seiner Neugier zu weichen, den auszufallenden Ereignissen folgen abzuwarten und eben die zu erzielende Antwort. Es kann nicht ins Meer hinein ein Gegenstoß erfolgen. Wenn Massen von Mannschaften, wie sie für die moderne Kampf erprobt, irgendwo verbraucht werden sollen, darf man sie nicht für nichts marschieren lassen.

c. B. Genf, 23. März. Die am nächsten Montag beginnende Pariser Diplomatenkonferenz soll vier Sitzungen abhalten. Calandra und Sonnino müssen nach einer Meldung des „Parisiens“ am Freitag heimreisen. Ob Asquith trotz seiner schwächenden Gesundheit kommt, ist unbekannt. Lloyd George und Grey bringen eine Anzahl Sekretäre mit. Zur strengsten Wahrung des Sitzungsgeheimnisses treffen das auswärtige Amt und die Polizei umfassende Vorbereitungen.

Ein Seescharmügel an der albanischen Küste.

c. B. Budapest, 23. März. Der bei der k. u. l. Flotte befindliche Kriegserichterlatzer des „Hess. Lloyd“ berichtet demnach seinem Blatte aus Durazzo unter dem Geheiß: Um 6 Uhr früh waren hier zwei kleine Kreuzer ausgetaucht mit mehreren Tendern. Um 1/2 vier nachmittags hielten sie aus Nordwest mit Kurs Nordost 3 italienische Zerstörer dicht bei Juturnio vor Durazzo. Sie eröffneten aus einer Entfernung von 3000—4000 Metern ein heftiges Feuer auf die Tender. Ihre Schiffe gingen zu kurz. Aus 10 bis 12 Zentimeter-Beschädigung gaben die Zerstörer etwa 28 Schüsse ab. Auf der Rückfahrt hatte der zweite Tender eine Maschinenhemmung erlitten. Der ihn beschließende Seetrad ließ den ersten halten, dessen Kommandant ungeachtet der italienischen Schiffe laupste und den anderen Tender ins Schlepptau nahm und beimpfugerte. Unsere Batterie gab nur einen Schuß ab, der aber genügte, um die drei italienischen Zerstörer in die Flucht zu jagen.

Der italienische Bericht.

WTB. Rom, 23. März. Im amtlichen Kriegsbericht vom 22. März heißt es: In der Nacht vom 21. März wurden keine Überfälle des Feindes auf unsere Stellungen im

Der österreichisch-ungarische Heeresbericht.

WTB. Wien, 23. März. Amtlich wird verlautbart 23. März 1916: Auf allen drei Kriegsschauplätzen keine besonderen Ereignisse.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: v. Söfner, Feldmarschalleutnant.

Amtliche Meldung der Heeresleitung.

(Wiederholt. Bereits in einem Teil der gestrigen Abendausgabe enthalten.)

Russische Sturmzüge abermals abgeschlagen.

Die Zahl der Gefangenen bei Postawy steigt auf 14 Offiziere, 889 Mann.

WTB. Großes Hauptquartier, 23. März. Westlicher Kriegsschauplatz.

Der Erfolg beim Walde von Avocourt wurde durch die Befreiung der französischen Stützpunkte auf den Höhenrücken südwestlich von Haucourt vervollständigt. Es wurden etwa 450 Gefangene eingebracht.

Im übrigen hat das Gesamtbild keine Veränderung erfahren.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Ihre Hauptangriffstätigkeit verlegten die Russen auf die gestrigen Abend und auf die Nachstunden. Mehrfach brachen sie mit starken Kräften gegen unsere Stellungen im Brückenkop von Jakobstadt, beiderseits der Bahn Mita-Jakobstadt, vormalig gegen unsere Linien nördlich von Wischnow. Während sie auf der Front nordwestlich von Postawy, wo die Zahl der eingebrachten Gefangenen auf 14 Offiziere, 889 Mann gestiegen ist, wohl infolge der übermäßigen blutigen Verluste von größeren Angriffsversuchen Abstand nahmen, führten sie wiederholt mit neuer Gewalt zwischen Narocz und Wischnow-See an. Der bedeutende Einsatz an Menschen und Munition hat auch in diesen Angriffen und in mehrfachen einzelnen Unternehmungen an anderen Stellen den Russen nicht den kleinsten Vorteil gegenüber der unerfüllten besten deutschen Verteidigung bringen können.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Keine besonderen Ereignisse. Oberste Heeresleitung.

Bevorstehender Rücktritt italienischer Minister.

T. U. Lugano, 22. März. In Bestätigung früherer Andeutungen wird aus Rom gemeldet, daß die Minister Duceo und Grippo während der kommenden Kammerferien aus Gesundheitsrücksichten zurücktreten werden. Diese Abreise werden daher für die Reformjournalisten sein. Der ganze Rahhandel ist klar bewiesen.

Donometal, im Cretal und im Flitziger Becken zurückgeschlagen. In der Gegend von Tolmein wurde ein feindlicher Angriff abgehalten. Gestern dauerten die Artilleriekämpfe an der ganzen Front trotz des schlechten Wetters an.

Die „Möwe“ auf der Heimfahrt.

Kopenhagen, 21. März. Drei dänische Seeleute, die als Gefangene die letzte Reise der „Möwe“ mitgemacht haben, schildern in dem dänischen Blatte „Socialdemokraten“ ihre Erlebnisse. „In Hull nahmen wir Feuer auf dem englischen Dampfer „Saxon Prince“, der nach Buenos Aires, von dort nach Nordamerika und wieder zurück nach England mit Weizen gehen sollte. Wir waren 34 Mann Besatzung, und die Ausreise verlief vorzüglich. Aber als wir uns auf dem Heimwege in Atlantischen Ozean, 600 Meilen südlich von Island befanden, trafen wir

Freitag, 25. Februar, morgens um 6 Uhr 20 Min. einen Dampfer, der scheinbar 2 Flugzeug mit dem Zeichen „M. A.“, was „Moy“ bedeutet, hatte und gleichzeitig einen Schuß abfeuerte. Im nächsten Augenblick wurde die ganze hintere Reeling des Schiffes heruntergelassen und es zeigte sich zwei Kanonen auf der Plattform. Wir sahen nun, daß wir uns dem M. A. einschiffen, „Möwe“, gegenüber befanden. Ein paar Boote, mit deutschen Marinejohabaten bemannt, fuhren herüber zu uns, und der Offizier gab uns Befehl, so schnell als möglich unsere Sachen zusammenzupacken und in die Boote zu steigen. Es gelang uns jedoch nichts anderes mitzunehmen, als was wir auf dem Deck trugen. Während dessen führten die Soldaten die Lufen und hängten drei Bombenleinen über die Schiffseite. Sobald wir uns an Bord der Boote befanden, hörte man eine gewaltige Explosion auf „Saxon Prince“ und ein paar Minuten später ging der Dampfer unter. Auf Deck der „Möwe“ mußten wir uns alle aufstellen und dann wurde unser Name und unsere Nationalität unterjucht. Von den 34 Mann erzielten sich sieben als aus neutralen Ländern stammend, nämlich drei aus Dänemark, einer aus Holland, einer aus Schweden, einer aus Norwegen und einer aus Amerika. Wir bekamen eine weiße Binde um den einen Arm und dann einen „neutralen“ Raum auf dem Schiffe angewiesen. Unter den Gefangenen befanden sich 88 weiche und 108 harte. Sie wurden sofort behandelt, aber häufig und liebenswürdig behandelt. Über ihre Kost war nicht die gleiche wie wir Neutralen sie bekamen. Die Kriegsgefangenen kamen täglich zwei Stunden auf Deck von einer bewaffneten Wache begleitet. Wir aus den neutralen Ländern, wurden von den Deutschen außerordentlich liebenswürdig behandelt, die Behandlung war absolut erstklassig und sie sprachen stets mit großer Freundlichkeit mit uns. Wir sprachen deutsch, englisch und dänisch, wie es gerade paßte. Unter der deutschen Besatzung befanden sich auch zwei Schleswig-Holsteiner, mit denen wir dänisch sprachen. Nach der Sprengung von „Saxon Prince“ zog die „Möwe“ die deutsche Kriegsflagge ein und nahm den Kurs nach Norden.

Am gleichen Nachmittag trafen wir viele Dampfer und Segelschiffe, aber die „Möwe“ fuhr wie ein friedliches Fährschiff an ihnen allen vorbei. Keiner achtete, daß sich hinter dem Schiffsrande sieben Kanonen und zwei Torpedos befanden. Zu der Nacht fuhren wir in vollständiger Dunkelheit mit abgedeckten Laternen. Nachdem wir fünf Tage in nördlicher Richtung gefahren waren, wurde der Kurs verändert, und die „Möwe“ feuerte nun nach Süden. Nach fünf Tagen kam Hanholm in Sicht; nun steuerten wir westwärts, mitten in die Nordsee hinaus. Am Sonnabend, den 4. März, sahen wir Helgoland und die deutschen Kriegsschiffe. Sobald die Kriegsschiffe die „Möwe“ entdeckten, kamen sie uns entgegengefahren und unter den jubelnden Zurufen der deutschen Soldaten passierten wir die ganze große Flotte. Wir aus den neutralen Ländern hatten die Erlaubnis erhalten, frei an Bord der „Möwe“ umherzugehen, nur in den zwei Stunden, wo die Mannschaft ihre täglichen Übungen abhielt, mußten wir unten bleiben. An alle Gefangenen waren Rettungsgürtel verteilt und den Neutralen war gesagt worden, daß wenn die „Möwe“ in einen Kampf geraten solle, sie nicht an Deck kommen dürften, und sollte es geschehen, daß die „Möwe“ versenkt würde, würde man dafür sorgen, daß sie zuerst in die Rettungsboote kämen.

Wir wurden alle nach Wilhelmshaven in die Artillerie-lafarne gebracht. Zehn Tage später wurden wir Neutralen von drei Geheimpolizisten nach Bremen zu den verschiedenen Konsulaten unserer Heimatländer befördert.

Der U-Boot-Krieg.

(Wiederholt. Bereits in einem Teil der gestrigen Abendausgabe enthalten.)

Eine Folge der deutschen Warnung.

c. B. Amsterdam, 22. März. Der italienische Dampfer „Giuseppe Verdi“ hat als erstes bemannetes Handelsschiff nach der Mitteilung Deutschlands und Österreich-Ungarns, alle bemanneten Schiffe ohne vorherige Warnung zu versenken, mit zwei dreizähligen Schnellfeuergeschützen an Bord den Hafen von New York nach Neapel und Genua verlassen. Die Erklärung der Mittelmächte hat anscheinend ihre Wirkung in den Vereinigten Staaten nicht verfehlt, denn während der „Giuseppe Verdi“ auf seiner vorletzten Reise mit 1500 Passagieren besetzt war, befanden sich diesmal im ganzen nur 173 Reisende an Bord des Schiffes.

„Gruppenfahrt“.

c. B. Amsterdam, 23. März. Wie die Blätter erfahren, beschließt man in Schiffsfahrkreisen, die Schiffe der verschiedenen Gesellschaften zusammen in größeren Gruppen fahren zu lassen. Sie sollen die Überfahrt von Holland

während des Tages machen und von einem kräftigen Sägepumpen, der mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet ist, begleitet sein.

Der Stillstand des italienischen Schiffsverkehrs.

WTB. Rotterdam, 22. März. Gestern Abend ist kein einziges Schiff aus Rotterdam ausgefahren.

London, 23. März. „Londos“ meldet: Die Berichte wird, ist das Galloper Dampfschiff torpediert worden und gesunken.

Frankreichs schwarze Truppen.

In Griechenland kämpften militärische und mehr noch bürgerliche „Afrikaner“ in dem Kampf, ein unzählbares schwarzes Heer von Generalen, Marotanten, Algeriern, Tunesen, Arabern und anderen lieblichen Kulturträgern wurde die deutschen Barbaren vor sich hergetrieben und zur größeren Ehre Frankreichs siegreich in Berlin einzeln. Unter der Not des Krieges hat die Kammer tatsächlich die Kreditlinie für ein solch großes Heer festgesetzt, um dem ungeheuren Kriegskosten den wichtigsten einzigen Weg abzuschneiden. Der Bericht ist, wie die „Humanität“ (vom 13.) wiederum betont, gefolgt. In einem Verlaufe, den sie die beschleunigte Ueberprüfung gibt. Die schwarzen Truppen werden kein Angriff mehr abgeben, weist sie folgendermaßen auf den Unterschied zwischen alterproben schwarzen Soldaten der Friedenszeit und ihrem jetzt zwangsweise ausgehobenen Nachwuchs hin:

Die Bataillone, die einst den Stolz der schwarzen Truppen ausmachten, bestanden aus abgetriebenen Berufsoldaten, die unter den kriegerischen Vorkämpfern ausgeschieden, wenn nicht Lösung und Ausbildung, so doch wenigstens Lust zum Kriege mitbrachten und die durch Stammeserbenommen zu Heidenaten angetrieben wurden. Sie bildeten fehlerhafte Truppenkörper, und ihre Vorgesetzten, die mit ihnen und ihrem kühnlichen Draufgänger seit langen Jahren vertraut waren, erreichten bei ihnen ein Höchstmaß von Hingabe. Die neuen Truppen sind von geringerem Wert. (Zentralzeitung.) Man sah sie (Wilde) in Marokko, wo die Massen der afrikanischen Bataillone vor ihrer Ueberführung auf den europäischen Kriegsschauplatz einige Monate gedrückt werden sollten. Sie waren dort noch vielfach benutzbar. Sie durften ihre Weiber bei sich haben, auf jedes Bataillon hundert, um ihre Töchter zu wählen, das Gedächtnis zu tragen und für andere Liebesdienste mehr. In Europa fällt das alles fort, der Schicksal mehr, wie unser Feldsoldat, alle selbst besorgen; eine Schwierigkeit mehr, mit solchem Material zu liegen. Bei Leuten, die unter den friedfertigen Vorkämpfern zwangsweise ausgeschieden sind, rechnet man auf die Ausbildung zu mittelmaßigen Schützen mehr als ein Jahr. Zur Ausbildung guter Schützen braucht man zwei oder drei Jahre. Und auch das läßt sich nur mit ausgebildeten tüchtigen Offizieren erreichen, die die Eigenart der Leute kennen, und vor allem mit tüchtigen eingeborenen Unteroffizieren. Der mörderische Krieg hat aber die alten Vorgesetzten abgerufen, das Kolonialheer kann daher zur Bildung einer neuen Armee weder Offiziere noch weisse und farbige Unteroffiziere in genügender Zahl abgeben. Die Rekruten werden jetzt von Offizieren weißer Regimenter in Algerien und Subsahara ausgebildet. Die einen kennen die Schwarzen so wenig wie die anderen; beim besten Willen leisten die neuen weissen Ausbildungsbeamten nicht das selbe wie die alten Kolonialoffiziere. Sie sollen dem Schwarzen die Handhabung des Gewehrs beibringen. Hierbei verfahren sie jeden Augenblick gewöhnlichen, die dem Schwarzen lieb und die dabei mit dem Dienst noch nicht unzufrieden sind. Als Fremde werden sie auch in das Vertrauen der Schwarzen gewinnen, und dies Vertrauen ist beim afrikanischen Soldaten mehr noch als beim weissen die Vorbedingung seiner Braubarkeit. Der Schwarze sieht mehr auf den Mann als auf die Sache, er folgt aber nur dem Führer, den er kennt und der ihn kennt; die neuen Rekrutenausbilder verstehen daher nur eine Siphysusarbeit. Die ausgehobenen stammen jetzt meist aus untragekräftigen Vorkämpfern, solchen, die Jahrzehnte lang von den

anderen unter die Füsse getreten worden sind. Aus solchem Material macht man nicht im Augenblick Heiden. Dazu sprechen die neuen Rekruten aus den Moris, den Robis, den Dakombas eine andere Sprache als ihre einheimischen Unteroffiziere, die eingeführte afrikanische Armesprache verstehen sie nicht; man mühte ihnen erst Kommandounterrichtsstunden geben. Man denke sich, der weisse Oberkommandierende befiehlt zum Angriff; die Schwarzen würden sich erkant ansetzen und fragen: Was will der Schütz? Wo blühe das bei innere Halt der Truppe. In Unteroffizieren eigenen sich die friedfertigen Kolbarte vornehmlich. Die Unteroffiziere besitzen neben Bambaras und Zoucouleten verstehen sie nicht; für den jetzigen Krieg kommen sie also als Angriffsheer nicht in Betracht. Will man sie mit aller Gewalt in Europa verwenden, so stelle man sie in die zweite Linie. Kommen sie ohne Rücksicht an geschulten Truppen ins Feuer, so werden sie nach ihrer Rückkehr nur ein Wertzeug der Wiederarbeit gegen die Zwangsaushebung sein, und unter Verhältnis zu ihnen und ihren Familien wird für die Folge darunter stehen. Am besten stellt man die Schwarzen überhaupt in Afrika. Wenn man sie in der zweiten Linie, etwa im Jahr 12. November im „Tempo“ vorführt, als Arbeitsoldaten oder bei den Hilfsdiensten, so wird man finden, daß die Aufstellung eines schwarzen Heeres die auszuweisen Hoffnungen nicht hätte herbeizuführen dürfen, die das Parlament zur Bewilligung des Heereskredits bestimmt haben. Wenn man aber gegen alles Erwarten das bestmögliche, mit dem nächsten Frühling die Schwarzen ins Feuer zu schicken, die man im Augenblick mit so viel Schwierigkeiten aushebt, und den holländischen, unangewiesenen Heeren gegen festgesetzte Europäer verwenden zu wollen, so wird man auf das schmerzliche Vorstellenmaterial nutzlos operieren, man wird es von den Feinden oder von unfernen hinter den Schwarzen vorgehenden eigenen Leuten mittels hinfälligen lassen. (Die Franzosen stießen auf die eigenen Leute, vor allem die Schwarzen, wenn diese die Flucht ergreifen.) Unser Kriegsminister (Gallieni) ist (von Madagaskar her) mit kolonialen Dingen vertraut, um an eine beratige Möglichkeit zu denken. Machen wir uns doch keine winzigen Hoffnungen über die Bildung eines starken schwarzen Heeres, das in merkbare oder absehbarer Weise die Kolonialverwaltung erleichtert, die unsere Heeresmacht nutzlos operieren, man wird es von den Feinden oder von unfernen hinter den Schwarzen vorgehenden eigenen Leuten mittels hinfälligen lassen. (Die Franzosen stießen auf die eigenen Leute, vor allem die Schwarzen, wenn diese die Flucht ergreifen.) Unser Kriegsminister (Gallieni) ist (von Madagaskar her) mit kolonialen Dingen vertraut, um an eine beratige Möglichkeit zu denken. Machen wir uns doch keine winzigen Hoffnungen über die Bildung eines starken schwarzen Heeres, das in merkbare oder absehbarer Weise die Kolonialverwaltung erleichtert, die unsere Heeresmacht nutzlos operieren, man wird es von den Feinden oder von unfernen hinter den Schwarzen vorgehenden eigenen Leuten mittels hinfälligen lassen.

Für die Kabapatrioten in Paris, die nach der völligen Erschöpfung der weissen französischen Streitkräfte ihre Hoffnungen auf die Schwarzen setzen, sind die Ausführungen des „Humanität“ eine unangenehme Enttäuschung.

England.

T. U. Mailand, 23. März. Der Sonderkorrespondent des „Corriere della Sera“ gibt an, daß in England hinsichtlich der Wehrpflichtigen größte Verwirrung herrsche. Die Regierung befinde sich anbauend in einer latenten Krise. Wahrscheinlich werde man eine Ergänzung zum Wehrpflichtgesetz einbringen müssen, um die nötige Rekrutenzahl zu verlangen, über die wesentlichsten Bestimmungen eines derartigen Zulagegesetzes herrschen jedoch innerhalb der Regierung die größten Meinungsverschiedenheiten.

c. B. Rotterdam, 23. März. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ meldet aus London: „Dixie Rowe“ werden, daß die Einberufung zweier weiterer Abteilungen von acht Gruppen verheirateter Leute im Alter von 27—34 Jahren am Sonnabend oder Montag zu erwarten sei.

Halg meldet.

WTB. London, 23. März. General Haig berichtet: In der letzten Nacht ließ der Feind zwei Minen springen, die bei unseren Truppen keinerlei Schäden verursachten. Einige Bombenatomben nördlich von Vermelles, die keine Veränderung der Lage herbeiführten haben. Wir besaßen erfolgreich mit Artillerie und Schützengarnementen die feindlichen Stellungen südwestlich von Vermaquart.

Der deutsch-österreichisch-rumänische Handelsvertrag.

Weshalb Rumänien neutral bleibt.

c. B. Berlin, 23. März. Der „Vollstäniger“ schreibt zu dem Vertrag mit Rumänien: Das Ergebnis der zwischen deutschen, österreichischen und rumänischen Wirtschaftsgesellschaften seit längerer Zeit geführten Verhandlungen entspricht, wie von gutunterrichteter Seite dem „Vollstäniger“ berichtet wird, den Wünschen weiser Kreise des rumänischen Volkes. Nicht nur die Handelsverträge, die ihn nennend sich für ihre Ereignisse finden, begünstigen die Ermöglichung der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse mit großer Genauigkeit, auch die rumänische Industrie erwartet hinsichtlich der Wirtschaftsgüter die in unangenehm gestiegenen Handelsbeziehungen mit den Mittelmächten. Ihr ist es erwünscht, daß der Krieges recht zum Bewußtsein gekommen, wie es häufig die rumänische Industrie auf zahlreichen Gebieten von der deutschen und österreichischen Konkurrenz ist. Es lag die Gefahr nahe, daß eine ganze Reihe von industriellen Betrieben hätte geschlossen werden müssen, wenn die Märkte der Mittelmächte den rumänischen Erzeugnissen auf die Dauer gesperrt wären. Eine unangenehme Folge der Beschränkung über die Wirtschaftsgüter normaler Handelsbeziehungen wird die Konkurrenz der rumänischen Industrie sein. Die rumänischen Handelskreise werden diesem der rumänischen Handelswirtschaft und Industrie zum Nutzen gerichteten Abkommen gegenüber an Entschlossenheit bestehen, da sie nicht in der Lage ist, mit irgend einem Erfolg zu dienen, der sich ihm an die Seite stellen läßt. Auch zwischen Bulgarien und Rumänien sind Verhandlungen im Gange, die einen ersten Schritt zur Lösung und wahrscheinlich zu Umänderungen führen werden, die nicht ausschließlich auf wirtschaftlichen Gebieten liegen.

c. B. Köln, 23. März. Die „Köln. Ztg.“ veröffentlicht Ausführenden einer bekannten rumänischen Geschäftsstelle in letzter Stellung, die sich hauptsächlich mit der vielverkauften Frage beschäftigt, warum Rumänien nicht zu gunsten des Bundeverbandes in den Krieg ziehe. Der Gewerksmann der „Köln. Ztg.“ sagt: Die Unmöglichkeit, den österreichisch-deutschen Willkürdiktat zu zertrümmern, ist heute offenkundig. Wenn man dem von den Bundeverbänden angeführten Casse bestimmt, daß der deutsch-österreichische Bloß durch diesen Krieg gerichtet werde, so würde das grausame Trauerspiel des Unterganges unseres Staates und unseres rumänischen Volkstums beginnen. Ein derartigster Fall der Verbindung würde auch ein solcher der Rumänien Glückseligkeit gibt, die in Rumänien wirtschaftliche Leute genug, die sich Wehrkraft darüber geben, was ein russischer Sieg mit der russischen Vorherrschaft im Orient ohne den mächtigen österreichisch-deutschen Damm als Gegengewicht für uns bedeuten würde. Die Niederlassung der Russen in Konstantinopel würde der Umfang eines elenden Totestampfes von höchstens 10 Jahren für uns sein und am Ende unser Ausgehen in das Jähren. Rumänien hat nur zwischen zwei Dingen zu wählen, zwischen einer deutschen wirtschaftlichen Durchdringung und einer russischen politischen Unterjochung. Einen dritten Ausweg gibt es nicht.

Neue Rechtsbrüche der Franzosen in Saloniki.

c. B. Budapest, 23. März. Ein Mitarbeiter des „Westen Abend“ hatte eine Unterredung mit dem in der ungarischen Hauptstadt eingetroffenen I. u. I. Konsulatssekretär Lastan, der gleichzeitig mit dem I. u. I. Konsul Kriakostomski in Saloniki verkehrt worden war. Die französischen Offiziere, die in letzter Stellung verblieben, verlangen von Kriakostomski, daß er ihnen alle Geheimnisse der russischen Flotte und das Schiffsverzeichnisse ausbändige. Der Konsul, der sehr entschieden auftrat, weigerte sich, und erklärte, daß er nur nach den Verfügungen seiner Regierung handeln werde. Darauf erwiderten die französischen Offiziere, daß sie Gewalt anwenden würden. Zwei von ihnen pakteten den Konsul am Arm und entrißten ihm die Kassenfächer, die er an der Uhrkette befestigt hatte. Darauf entleerten sie den Kassenkoffer und eigneten sich den Inhalt an, ohne eine Quittung dar-

Geschwister Ehrenfels.

Roman von Gertrud Westphal.

1. Fortsetzung. (Schluß des vorherigen.)
Frau Marie Ehrenfels hatte ihren Mann ganz entsetzt und verzerrt an. Was fiel ihm ein? Daß hätte er ihr ja vorher sein Sterbenswort gesagt, sonst hätte sie ihm schon den Standpunkt klar gemacht. Schließlich hatte sie dabei auch noch ein Wörtchen mitzureden.
„Alle vier, Theo?! Das kann wohl nicht dein Ernst sein.“
„Warum denn nicht, Marie? Die Jugend wird ein hübschen Leben ins Haus bringen. Seit Oskar auf der Universität ist, war es ziemlich öde bei uns. Und die Kinder sind ja alle groß. Sie werden dir wohl nicht viel Arbeit machen und bald genug eigene Wege gehen.“
Schwester Elisabeth beugte sich, ihrem Bruder beizuhelfen. Sie war glückselig, so letzten Kaufs aller etwaigen Verwandtenpflichten ledig zu werden.
„Es wird ich wahr, Theo. Das beste ist, die Kinder bleiben alle unter einem Dache beisammen.“

„Das wird ihnen auch leichter hinweghelfen über den schwersten Verlust beider Eltern“, sagte mit edler Teilnahme Henriette dem Bruder ermutigend zurecht. „Denn nahm sie einen Augenblick den Kneifer vor der lächerlichen Wahnvorstellung, und die gleichen guten, klaren Augen wie die des Bruders kamen zum Vorschein, die in eigenartigem Gegenlicht zu dem schwarzgezeichneten Gesicht standen. Als aber nach einigen Sekunden der Kneifer wieder die Augen verdeckte, war nichts weiter als ein fahliges Lichtjähren-Gesicht zu sehen.“

Die Schwester der Frau, Frau Elisabeth, wagte nicht, ihre Zustimmung und Freude über des Schwagers Entscheidung ebenfalls zum Ausdruck zu bringen. Sie begnügte sich mit einem mehrmaligen freundlichen Kopfnicken.

Die Frau trat zurück, daß sie auf der ganzen Linie geschlagen war und zum ersten Male seit langem ihre Kleinigkeit erfüllt. Sie war aber viel zu klug, sich den Verger über ihre Niederlage merken zu lassen.

„Ja, ja, wenn man's recht bedenkt...“ sagte sie zögernd.
„Du mußt ja wissen, Theo, wozu dein Herz dich treibt. Er war ja dein Bruder.“

„Und was wird aus Erichs Möbeln?“ fragte plötzlich sehr interessiert und lebhaft Schwester Elisabeth.
„Ich dachte, man verkauft sie. Was sollen die Kinder

mit den Möbeln?“ äußerte Frau Regierungsrat. „Natürlich ein Umsetzen muß jedem der Kinder bleiben.“
„Und der Bekämpfung auch...“ fügte Elisabeth wie beiläufig hinzu.
Erichs Gatte fand zum Tisch auf und trat ans Fenster, um seiner Verstimmlung über seiner Gattin taktloses Betragen Herr zu werden.

Die Kinder würden am Ende doch lieber die Sachen der Eltern behalten“, erklang die schüchtern Stimme vom Tischende, die bisher geschwiegen hatte. Der Regierungsrat nickte seiner Schwägerin zustimmend zu, aber seine Frau ließ ihn diesmal nicht zu Worte kommen.

„Anfangs, wenn die Mädchen heiraten, wollen sie doch moderne Möbel und feineren Innendekor. Sie sind leicht arm und können ein paar hundert in bar eher gebrauchen, als etliche zusammengekauft Partitäten.“

„Über wenigstens das Mädchenzimmer...“ suchte der Regierungsrat sanft bestimmend einzunehmen.
„Selbstverständlich, Theo, das Mädchenzimmer kann ihnen bleiben. Wir werden für die drei Mädchen ein Fremdenzimmer einrichten. Erwin kann vorläufig in Ostars Zimmer wohnen.“

Damit hielt Frau Marie für heute das unerquidliche Thema für erledigt. Wenn sie nachher mit ihrem Mann allein sein würde, war reichlich noch manches auszusprechen... Sie fingelte nach dem Mädchen, ließ für die Verzei noch einen Fing bringend und zog sich mit den Schwägerinnen ins Wohnzimmer zurück.

Die beiden Schwäger saßen sich, allein geblieben, einen Augenblick halb forschend, halb trübsinnig an. Dann zuckte der Regierungsrat plötzlich die Achseln, führte das Alkohglas an die Lippen und brumnte zwischen den Zähnen in seinen Vollbart:

„Wie heißt es doch so schön in Schillers Glode? Und drinnen waltet die züchtige Fraustraun... und herrscht weise im häuslichen Kreise...“

Die drei jungen Mädchen, um die man im regierungsartigen Hause an diesem Nachmittag wie um eine Warte gehandelt hatte, sahen um diese Zeit in dem entzündeten einverleibten Mädchenstübchen ihres Elternhauses nahe an den Türen der Stadt. Durch weiße Margulindien, mit rosa Seidenblättern gezierter, drang die frühe Dämmerung und ließ die weißen Stiebtücher in gelbem Licht erleuchten.

Ulrika, die ältste, ein schönes Mädchen von etwa

19 Jahren, reichte mit ruhigem, undurchdringlichem Gesichtsausdruck, schwere Holzperlen auf eine lebende Schnur zu werfen. Die regelmäßigen, sich verteilten feineren dieser Bewegung, nur leicht zuckten unter den dunklen Augen erzählten von verhaltenen Tränen.

Die zweite, Lore, schluchzte heftig in ihr Taschentuch, während sie Blüher und Briefschaften ihrem Schränkchen entnahm und zusammenpackte. Sie wußte, daß es nun bald das Bündel schnürten und vom Vaterhaus Abschied nehmen hieß.

Dicht am Fenster lag eine Kindergeißel. Das goldschimmernde Haar floß in locken Wellen über das Trauerkleid, in den schmalen Händen ruhte ein geöffnetes Gesangs-

buch. Aber die Augen hatten über das Buch hinweg in die blauen Dämmerfenster. Inwendig, wie aus Marmor gemeißelt, saßen der Mädchenkörper. Nur hin und wieder tropfte aus den geöffneten Augen langsam eine schwere Träne, die auf das offene Gesangs-

buch her drei Schwefel sprach ein Wort.
In den weiten Räumen des stillgelegenen Hauses hüllte das kleine Dienstmädchen mit weinlichem Gesicht umher. Es war ihr unheimlich zumute in dem edlen Hause, aus dem man kurz nacheinander die beiden Säuge der Haus-

herrin und des Hausherrn hinausgetragen hatte. Zu den drei Frauenlein getraute sie sich nicht hinein. Tugend etwas eine Auftrag zu beginnen war sie nicht gewöhnt. Die past Tage bis zum Erben mußte sie freilich antustandher noch auspacken, aber sie hatte keine Zeit mehr zur Arbeit.

Ein müder Geruch von welken Blumen ging durchs Haus. Niemand war Licht. Die Türen standen überall offen, auf den Teppichen und Läufern knisterten hier und dort trodrene Blätter.

Von einem unruhigen Kundgang durchs Haus führte das Mädchen eben in die große, alte Küche zurück. Es war wohl Zeit, etwas zum Abendbrot zu bereiten, aber die Tochter würden wohl doch nicht essen. Möglichst fuhr der blonde Kopf mit dem weissen Spigenbüchsen erkant herum. Die Gespenstern zogen durch die Wandlücke. Einen Moment beruhte das Mädchen kann wachte es entzückt den Kopf und sprach zu sich selbst: „Es man bloß Erwin.“

Auch bis zu dem stillen, bunten Mädchenzimmer klangen die traurigen Töne. Urefel hob den Kopf, merkte erkannt, daß es dranhin schon fast dunkel war, surzte die Stirn, und mit dem lässigen Ton der an Befehlen gewöhnten Haus-

tochter sagte sie zu der Jüngsten:
„Magda, hol Erwin her und mach' Licht. Das Kind kann sich in dem kalten Eßzimmer ja den Tod holen.“

(Fortsetzung folgt.)

